

Parvenu und Platzhirsch

VON JOSEF JOFFE

Ein Jahr nur ist es her, da dachte man in Amerika noch nicht über märchenhafte Inszenierungen eines Präsidenten-Besuches in China nach. Furore machte ein Buch mit dem aufschreckenden Titel *The Coming Conflict with China*. Das Szenario der beiden Autoren lief so ab:

Wieder wird in Taiwan gewählt, wieder schallt Peking das trotzig „Nein“ zur Vereinigung entgegen. China blockiert den Inselstaat. Just wie 1996 schiebt Washington seine Flotte dazwischen. Doch diesmal lassen sich weder die großen noch die kleinen Chinesen beeindrucken. Die taiwanische Luftwaffe versenkt eine Handvoll chinesischer Schiffe. Peking läßt eine Raketen salva auf der Insel niedergehen. Taipeh mahnt in Washington Hilfe an. Der Präsident will nicht als Papiertiger entlarvt werden und befiehlt der 7. Flotte, die Blockade zu brechen. Die chinesischen Raketen-U-Boote, die vor der US-Westküste lauern, werden ins Visier genommen. Die Chinesen antworten, indem sie . . .

Und nun? Derweil die Chinesen ihren Bill Clinton feiern, reden die Militärs zwar über Atomraketen – aber äußerst friedensbewegt. Die USA und China wollen aufhören, ihre Atomwaffen aufeinander zu richten (was Russen und Amerikaner schon nicht mehr tun). Dies ist tatsächlich ein „historischer“ Besuch, aber nicht im Sinne der abgenutzten PR-Floskeln, die bei solchen Gelegenheiten wahllos über die Kommunikés gestreut werden. Das wirklich Historische? Beide Staaten – die etablierte Supermacht und die Mächtegrn-Großmacht – bemühen sich mit ungeahntem Elan, dem Fluch der Geschichte zu entkommen.

Denn die Geschichte ist nicht erbaulich. Fast schon ist es ein eisernes Gesetz, daß aufsteigende Mächte zwangsläufig den Krieg mit den Alteingesessenen provozieren. „Erst reich, dann rabiat“, lautet es. Die jüngeren Beispiele sind Amerika, das Deutsche Reich und Japan. Es beginnt immer mit rapidem wirtschaftlichem Wachstum. Alle überholten Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts die Etablierten bei den Wachstumsraten der Macht, etwa bei der Stahl- und Energieproduktion. Und so entfesselte Amerika seinen ersten imperialen Krieg 1898 gegen Spanien, holte sich Cuba und die Philippinen. Japan nahm sich 1904 Rußland vor, 1941 den Pazifik-Potentaten USA. Deutschland, 1871 nur eine potentielle Großmacht, meinte in den 90er Jahren, endlich einen „Platz an der Sonne“ verdient zu haben. Es legte sich mit England auf dem Meer an, mit Rußland auf dem Balkan (und mit Frankreich sowieso). Die Folge des Rundum-Kräfte-messens war der Erste Weltkrieg, der das 20. Jahrhundert vergiften sollte.

Wie ein Catcher-Kampf

Bei der amerikanisch-chinesischen Kraftprobe in der Straße von Taiwan 1996 währte man sich denn auch nach 1896 zurückversetzt – der Parvenu signalisiert dem pazifischen Platzhirsch: Rück zur Seite! In Wahrheit aber war das Duell so sorgfältig choreographiert wie ein Catcher-Kampf. Während

man fürs Publikum Kriegstheater spielte, lief hinter der Bühne die Regie im Duett ab.

Damals haben die beiden beschlossen, daß man die Geschichte nicht wiederholen werde, haben sie gezeigt, daß man aus ihr tatsächlich lernen kann. Schon 1995 hatte Clinton verkündet: „Wir heißen China am Tisch der Großmächte willkommen.“ Deshalb reiste Präsident Jiang Zemin im Oktober 1997 zu einer Offensive des Lächelns (und zum ersten Gipfel seit 1985) nach Amerika, deshalb retourniert Bill Clinton seit dieser Woche die Ehrenbezeugung. Nicht, daß die beiden Länder sich lieben (obwohl sie schon im 19. Jahrhundert ein Faible füreinander entwickelt hatten). Doch ein Zement ist der verlässlichste im Leben der Nationen: gemeinsame Interessen.

Das allererste lautet: nie wieder Weltkrieg-I, das heißt, eine Dynamik laufen lassen, welche die Kontrolle über die Akteure gewinnt. Daraus folgt für die USA: China Raum zum Manövrieren geben, seinen Stolz nicht verletzen. Daraus folgt für China: Wir dürfen uns nicht mit der stärksten Macht des Planeten anlegen. Im übrigen sind die Chinesen Realisten. Zwar gibt kein Land (jenseits von Nahost) derzeit einen größeren Brocken seines Sozialprodukts fürs Militär aus als China (sechs Prozent). Aber schauen wir genauer hin. Das sind 40 Milliarden in China und 270 Milliarden in den USA. Clinton verhandelt aus einer Position der Stärke – mit 100 000 Soldaten im pazifischen Raum und Bündnissen mit den wichtigsten Mächten in der Region.

Parallele Interessen

Da kann der „Marktführer“ gelassen sein. Die Strategie ist eine Mischung aus Eindämmung und Engagement, das Ziel die „Sozialisation“ Chinas in die Gemeinschaft der großen Mächte. Parallele Interessen gibt es genug. China sucht Anerkennung, die fortdauernde Öffnung eines US-Marktes, auf dem es einen 50-Milliarden-Exportüberschuß einführt, Zugang zu amerikanischer Hochtechnologie und zu den globalen Institutionen wirtschaftlicher Zusammenarbeit.

Und die USA? Sie brauchen jeden Stabilitätsanker in der Region, der sich anbietet. Ohne China gibt es keine Kontrolle über die beiden neuen Atomkräfte Indien und Pakistan. Ohne China klafft ein großes Loch in der Front gegen die Ausbreitung von Massenvernichtungswaffen. Und im Vergleich zu dem Wirtschaftschaos, das ganz Asien in den Klauen hält, ist Peking (noch) eine Säule stabilitätsheischender Tugend.

Eine Legion von Gründen führt also den Parvenu und den Platzhirschen zusammen. Befänden sie sich noch im 19. Jahrhundert, im Zeitalter der Kabinettpolitik, fiele es Clinton und Jiang Zemin auch nicht schwer, ihre „strategische Partnerschaft“ zusammenzuschweißen. Aber Amerika ist eine Demokratie, und China, mit seinen wachsenden inneren Verwerfungen, ein Desaster auf Abruf.

Eine „kommunistische Marktwirtschaft“ – das funktioniert nicht auf Dauer, erst recht nicht ohne Demokratie. Auf der anderen Seite funktioniert auf Dauer auch keine kühl

kalkulierte Realpolitik – nicht gegenüber einem Land, das Tibet unterdrückt, Demokraten einkerkert und den Blutleck namens Tiananmen nicht übertünchen kann. Außerdem herrscht in Amerika immer Wahlkampf, aber es ist nicht nur die Rechte, sondern auch die Linke, die Clintons Visite leidenschaftlich attackiert hat.

Dieses Dilemma enthält keine simplen Schlupflöcher. „Realpolitik über alles“ funktioniert genausowenig wie pure Idealpolitik. Doch kann Clinton seinen Quälgeistern ein gutes Argument entgegenhalten. Jiang Zemin's China ist nicht Honecker- oder Brezhnev-Land, ein verhärtetes bürokratisches

Gebilde. Er kann sagen: Die Dinge laufen in unsere Richtung; China entwickelt sich in einem rasanten Tempo, und da ist es besser, wir sitzen mit im Führerhaus. Je mehr China uns braucht, desto länger unser Hebel. Und: Denkt stets daran, was in der Geschichte passiert ist, wenn die Etablierten eine dynamische, stolze und zutiefst verunsicherte Macht in die Enge getrieben haben. Wer China als Mündel oder als Feind behandelt, wird weder Demokratie noch Freundschaft ernten. Schließlich, und das gilt für den ganzen Westen: Engagement ist kein Käfig; Eindämmung kann und muß sein, wenn China Arroganz und Aggressivität wählt.